

Leseprobe aus:

Tom Harper

Der vergessene Tempel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG | *Kreta, 20. Mai 1941*

Den alten Sagen zufolge war es hier an diesem Ort, dass Menschen sich zum ersten Mal in die Lüfte erhoben. Ausgestattet mit Flügeln aus Federn und Bienenwachs, hatten sie sich, den Vögeln nacheifernd, vom Dach des hohen Palasts geschwungen und waren dahingeschwebt über das glitzernde Meer. Hoch hinauf strebten sie, immer näher der Sonne entgegen – bis ein Jüngling eines Tages zu hoch flog und in die Tiefe stürzte, weil seine Flügel in der Hitze geschmolzen waren. Als die letzte Feder aufs Wasser hinabtrudelte, war der Jüngling bereits in den Wellen versunken und damit zum Mythos geworden. Auch an diesem Tag war der Himmel wieder voller Männer, doch sie wurden nicht von Flügeln aus Federn getragen, sondern von Seidenschirmen, die an robusten Brustgeschirren befestigt waren, denen die Sonne nichts anhaben konnte. Fallschirmjäger nannten sich diese Männer, die da vom Himmel gestoßen kamen wie raublustige Adler.

Pemberton sah sie vom Fenster seines Büros aus. Dass es für ihn brenzlich wurde, war ihm klar geworden, als das Bombardement aufhörte. Seit einer Woche war es zu einer schrecklichen Alltäglichkeit geworden: das Dröhnen der Motoren, dann das Geheul der herabstoßenden Stukas und das Beben der Erde unter den Explosionen. Manchmal wa-

ren die Bomben so nahe bei der Villa eingeschlagen, dass die Artefakte in den Vitrinen zitterten, wie Teetassen auf den Untertellern klirrten, bis die Angestellten sie im Keller in Sicherheit brachten. Jetzt wurden keine Bomben mehr abgeworfen. Die illustren Flüchtlinge, die ihm das Leben schwergemacht hatten, waren abgereist, und auch die Angestellten waren fort – Pemberton hatte sie am Morgen in ihre Dörfer geschickt, heim zu ihren Familien. Er war als Einziger zurückgeblieben. Und nun war es für ihn höchste Zeit zu verschwinden.

Er zerrte seinen Tornister vom Hutständer in der Ecke und kippte ihn auf den Schreibtisch aus. Zum Vorschein kam ein lappiges Sandwich, schon eine Woche alt, gefolgt von einer halbleeren Thermoskanne, seinem Fotoapparat, Taschenlampe und Taschenmesser sowie ein paar zerknüllten Schokoladenpapieren. Bis auf die Taschenlampe und das Messer ließ er alles auf dem Tisch zurück, entfernte aber vorsorglich den Film aus dem Apparat. Dann schloss er, zitterig vor Hast, die Schreibtischschublade auf und nahm das Notizbuch heraus. Staub haftete in den Rillen des weichen braunen Leders, und das goldene Monogramm in der Ecke war fast gänzlich abgewetzt. Es war ein Geschenk seiner verstorbenen Frau gewesen, eines ihrer letzten, und er hütete es wie einen Schatz. Doch nicht deswegen war es so wertvoll. Die Invasoren konnten alles in der Villa haben – die Artefakte und Museumsstücke, die Kleidung und das aus England stammende Mobiliar, sogar seine geliebte Bibliothek –, aber nicht dieses Büchlein.

Mehr blieb ihm nicht zu tun. Er schloss den Tornister und ging zur Tür. Er trat hinaus ins Sonnenlicht, während über ihm ein bunter Schwarm Seidenwolken – weiß, rot, grün und gelb – vom Himmel herab zur Erde schwebte.

Pemberton hatte gewartet, bis kein Zweifel mehr bestand – bis er die ersten Fallschirme am Nachmittagshimmel erblickte. Jetzt war es zu spät. Das gesamte Tal hallte wider vom Brummen der Junkers Ju-52-Transportflugzeuge, die darüber hinwegflogen, und er konnte bereits das monotone Knattern von Gewehrfeuer hinter der Biegung hören, die nach Norden führte, zum Hafen von Heraklion. Die Deutschen waren offenbar südlich der Stadt gelandet und schnitten ihm so den Weg ab; aus den Junkers am Himmel sprangen immer weitere Verstärkungen ab. In dieser Richtung war für ihn kein Durchkommen. Also wandte er sich nach Süden, hinauf in die Hügel und auf die Berge zu.

Er kam zügig voran. Zwei Jahre war er inzwischen auf Kreta tätig, seit vor dem Krieg, und seine ausgedehnten Wandertouren ins Inselinnere waren unter seinen Kollegen schon fast legendär. Der Speck über dem Hosensack, den er infolge zu vieler üppiger Abendessen im Kollegenkreis an der Universität angesetzt hatte, war verschwunden, und die gesunde Bräune in seinem Gesicht machte es mehr als wett, dass ihm die Sonne noch die letzten Spuren von Schwarz aus dem Haar gebleicht hatte. Er war sechsundfünfzig, fühlte sich aber jünger als zehn Jahre zuvor.

Nach etwa einer Viertelmeile Fußmarsch wandte er sich noch einmal um. Zwischen dem Ring aus Kiefern in der Senke unter ihm waren die ausgegrabenen Mauern des Palastes von Knossos gerade noch zu sehen. Der Palast hatte ihn sein Leben lang beschäftigt, und trotz aller Eile versetzte es ihm einen Stich, ihn den Invasoren überlassen zu müssen. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte er als Student dem legendären Sir Arthur Evans geholfen, ihn aus seinem dreitausendjährigen Schlummer zu wecken – ein goldenes Zeitalter, in dem sie das Gefühl hatten, mit ihren Schaufeln in den Mythos selbst vorzudringen, und jeder Tag neue Funde ans Licht brachte, durch die aus Sagen greifbare Geschichte

wurde. Dreißig Jahre darauf war er, inzwischen Witwer, als Leiter der Ausgrabungsstelle zurückgekehrt. Das heroische Zeitalter der Archäologie war vorbei: An die Stelle elektrisierender Entdeckungen war die zähe Mühsal der akribischen Auswertung getreten, aber auch das hatte ihn vollauf zufriedengestellt. Sogar ein paar eigene Entdeckungen hatte er gemacht – darunter eine, die selbst Evans in Stauen versetzt hätte. Er griff nach hinten und befühlte den Tornister, um sich ein weiteres Mal zu vergewissern, dass das Notizbuch noch da war.

Von Norden brummte in niedriger Höhe ein weiteres Flugzeug heran. In der klaren Luft konnte er es deutlich erkennen: die platte Nase, das schwarze Kreuz auf seiner Seite, sogar das weiße Band der hinterherflatternden Auslöseleine. Wahrscheinlich hatte es seine menschliche Last schon abgeladen; jetzt gleich würde es eine Kurve beschreiben und in Richtung Festland davonfliegen, um eine weitere Ladung aufzunehmen. Doch das Flugzeug wendete nicht. Es flog weiter über den Palast und das Tal hinauf, direkt auf ihn zu.

Pemberton war kein Feigling. Er hatte in den Schützengräben in Flandern gestanden und sich gezwungen, bei der Attacke zusammen mit den anderen hinauszuklettern, doch beim Anblick des auf ihn zusteuernenden Flugzeugs erstarrte er. Er legte den Kopf in den Nacken und fuhr herum, während es über ihm dahinflog, mit so langsamem Motorengedröhn, als würde es jeden Moment vom Himmel stürzen. Die viereckige Luke im Rumpf stand offen wie eine klaffende Wunde.

Pemberton erschrak heftig: In der Luke war ein Mann aufgetaucht und schaute hinaus. Fraglos hatte er ihn gesehen, und Pemberton fühlte ganz kurz eine seltsame Verbundenheit, als ihre Blicke sich trafen. Dann stürzte sich der Mann in die Tiefe. Mit ausgebreiteten Armen sprang er

aus dem Flugzeug, hing einen Moment in der Luft und wurde dann vom Sog beiseitegerissen. Ein langes Band entfaltete sich hinter ihm, straffte sich und erblühte zum weißen Kegel eines Fallschirms, der ihn wie eine Marionette mit einem Ruck in aufrechte Haltung riss. Dennoch schien er weiter mit rasender Geschwindigkeit zu Boden zu fallen.

Das Ganze hatte nur Sekunden gedauert, doch in der Luft über ihm waren bereits weitere Männer aufgetaucht. Das Flugzeug lud erst jetzt seine Ladung ab. Pemberton senkte den Blick. Der Wind würde die Fallschirmjäger an ihm vorbeitragen, aber nicht weit genug, um ihm ein Entkommen zu ermöglichen. Er saß in der Falle. Pemberton machte kehrt und hastete auf den Palast zwischen den Bäumen zu. Eine andere Möglichkeit blieb ihm nicht.

Er hetzte die viertausend Jahre alten Stufen hinauf und ließ sich dann keuchend hinter einer Mauer fallen. Evans' Ehrgeiz hatte sich nicht auf die schlichte Ausgrabung des Palastes beschränkt: Stellenweise hatte er sogar versucht, ihn wiederaufzubauen, mit dem Ergebnis, dass sich aus den Trümmern, seltsam geisterhaft, eine Handvoll halb fertiggestellter Gebäude erhob. Manche Besucher fanden sie suggestiv und anregend, andere schmähten sie als Verhöhnung der Archäologie; Pemberton, durch seine Profession eher zur Missbilligung verpflichtet, hatte sie insgeheim immer recht gern gemocht. Nie hätte er sich träumen lassen, dass er hier einmal unter Lebensgefahr Zuflucht suchen müsste. Er wandte sich um und richtete sich etwas auf, spähte durch das Fenster in der rekonstruierten Wand.

Ganz kurz gestattete er sich die Hoffnung, die Fallschirmjäger könnten sich vielleicht landeinwärts gewandt haben. Doch dann sah er sie. Sie waren näher, als er befürchtet hatte: Während seiner paar Minuten Weg bis zum Palast hatten sie sich von ihren Fallschirmen losgeschnallt, for-

miert und den Vorstoß ins Tal hinab begonnen. Er konnte sie sehen, ein schmaler Zug, der hangabwärts durch den getüpfelten Halbschatten des Olivenhains wanderte, der sich bis zum Palast hinunter erstreckte. Er zählte sechs Mann mit eng anliegenden, randlosen Helmen und weiten grünen Monturen, die für den Kampf seltsam unpraktisch anmuteten. Hätten sie die Straße nach Westen genommen, hätten sie die Palastruine in weitem Abstand umgangen. So jedoch würden sie direkt hineinmarschieren.

Hinter sich hörte er, wie etwas hart und metallisch über Stein scharrte. In heller Panik fuhr er herum – dann erst fielen ihm verspätet die Männer im Tal ein. Hatten sie ihn gesehen? Nein. Sie waren im Schatten der Südmauer verschwunden und vorübergehend außer Sichtweite. Wieder wandte er sich um, diesmal vorsichtiger. Im großen Innenhof, in dem die Minoer einst auf dem Rücken von Stieren getanzt hatten, lag wie eine riesengroße Blutlache ein dunkelroter Fallschirm ausgebreitet. Das Gewebe flatterte und fächelte im Wind, während hinter ihm ein Gewirr schwarzer Seile in einen Stahlbehälter, etwa so groß wie ein Sarg, mündete. Pemberton sah deutlich den Riss, den der Aufprall in den Gipsfliesen verursacht hatte, und empfand spontan Zorn über diesen achtlosen Vandalismus.

Der erste der deutschen Soldaten, ein Feldwebel, hievte sich über die Brüstung und lief durch den Hof auf den Behälter zu. Die anderen folgten dichtauf und umringten ihn, während er kniend den Deckel öffnete. Einige der Männer streiften die weiten Overalls ab, die sie für den Absprung getragen hatten, und brachten ihre grauen Kampfuniformen und Patronengurte zum Vorschein, während andere die Waffen in Empfang nahmen, die der Feldwebel verteilte.

Doch abseits der Soldaten bewegte sich noch etwas. Aus dem Augenwinkel sah Pemberton eine Gestalt, die sich vorsichtig über das Dach des Schreins bewegte, der sich ein

Stück links von ihm befand. Mit seinem weißen Kittelhemd und dem schwarzen Tuch, das er um den Kopf geschlungen trug, war der Mann sofort als kretischer Bauer zu erkennen. In der Hand hielt er ein Gewehr, wobei er sorgsam darauf achtete, dass es nicht über den Stein streifte. Es schien uralte zu sein, älter noch als der Mann selbst. Vermutlich war es seit der Vertreibung der Türken von der Insel, ein halbes Jahrhundert zuvor, nicht mehr in Gebrauch gewesen, doch was er damit vorhatte, war unschwer zu erraten.

Pemberton rückte etwas hinter der Säule hervor, die ihm Deckung bot, und wedelte mit der Hand, um den Griechen auf sich aufmerksam zu machen, ohne dass die Deutschen etwas davon mitbekamen. Diese ahnten offensichtlich nichts von der ihnen drohenden Gefahr: Drei gönnten sich eine Zigarette, während die anderen ihre Ausrüstung in Rucksäcken verstauten. Einer machte offensichtlich einen Witz, worauf nervöses Gelächter durch den Hof hallte.

«Psst», zischte Pemberton durch zusammengebissene Zähne, ungeachtet der Gefahr, entdeckt zu werden. Er musste den Griechen um jeden Preis aufhalten. Was dachte sich der Mann nur? Die Deutschen hatten den Behälter fast ganz ausgeladen und waren abmarschbereit. In wenigen Sekunden würden sie abziehen – und Pemberton wäre gerettet.

Der Grieche hatte ihn offenbar gehört. Er fuhr jäh herum, hob das Gewehr; dann lächelte er breit, als er den englischen Archäologen, eine im Tal wohlbekannte Erscheinung, erkannte. Schneeweiß strahlte das lückenhafte Gebiss aus seinem dunkelbraun gegerbten Gesicht. Er führte das Gewehr an die Schulter, blinzelte durch das rostige Visier und feuerte.

Blut spritzte aus dem Hals des deutschen Feldwebels, während der Schuss im Hof widerhallte. Auf dem Dach des Schreins versuchte der Grieche fieberhaft, nachzula-

den, ruckelte an dem schweren Bolzen seines Gewehrs herum. Doch die Deutschen hatten ihn schon entdeckt. Mündungsfeuer blitzte aus ihren Maschinenpistolen auf, während ihn ein wahrer Kugelhagel durchlöcherte. Die Kugeln trafen ihn mit solcher Wucht, dass er rückwärtsrollte und dabei eine Blutspur auf dem Flachdach hinterließ.

Die Waffen verstummten. In weiter Ferne konnte Pemberton die Schlacht um Heraklion unvermindert toben hören, doch nach dem Höllenlärm der MPs vom Typ Schmeisser schienen diese Geräusche leise und unwirklich. Einer der Soldaten rannte los und eine flache Treppe hinauf auf das Dach des Schreins, wo der Grieche lag. Nachdem er dem Toten einen Tritt versetzt hatte, feuerte er ihm noch eine letzte, ganz und gar entbehrliche Kugel in den Kopf. Pemberton schauderte und rückte weiter hinter die Säule, die ihm Schutz bot. Evans' rekonstruierte Räume waren kaum mehr als Attrappen, etwa so flach wie die Westernkulissen in einem Hollywoodstudio. Angesichts der Männer unten im Hof und jetzt auch zu seiner Linken blieb Pemberton kaum Platz, um sich zu verstecken. Er presste sich mit dem Rücken an die Säule, wagte nicht, sich zu rühren.

An der rückwärtigen Wand gegenüber bewegte sich ein Schatten in der Türöffnung. Pemberton stockte kurz der Atem, dann entspannte er sich wieder. Ein winziges Kätzchen war durch die Tür spaziert, stand jetzt im Sonnenschein und starrte ihn mit großen Augen an.

«Hau ab», raunte Pemberton lautlos und warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass der Deutsche auf dem Dach ihn nicht sehen konnte. Was, wenn das Tier mit seinen Bewegungen seine Aufmerksamkeit erregte?

Das Kätzchen ließ sich auf den Hinterpfoten nieder, hob eine Pfote und fing an, sich zu putzen.

«Husch.» Mit einem Seitenblick stellte Pemberton fest,

dass der Soldat weiter auf dem Dach neben ihm stand und die Umgegend mit Argusaugen nach weiteren Partisanen absuchte. Wenn er jetzt herübersah, würde er Pemberton mit Sicherheit bemerken.

Die Männer im Hof riefen ungeduldig nach ihrem Kameraden. Der Feldwebel rang mit dem Tod, und sie wollten ihm dringend Hilfe verschaffen. Mit einem letzten Blick ins Tal wandte sich der Soldat auf dem Dach ab. Pemberton ließ dankbar die Schultern hinabsacken und drückte erleichtert seinen Tornister an sich.

Das Kätzchen aber hatte seine Wäsche jetzt beendet und stand stocksteif da, ein wenig auf den zarten Beinchen schwankend. Eine Krähe war herbeigeflogen und auf dem von Kugeln durchsiebten Leichnam gelandet, ungeachtet des nur wenige Meter weiter weg stehenden Deutschen – und ohne das junge Raubtier zu bemerken, das im Schatten lauerte. Ein Zittern durchlief den Schwanz des Kätzchens. Dann sprang es mit einem Satz nach vorn.

Danach ging alles so schnell, dass Pemberton den Überblick verlor. Der Mann auf dem Dach schnellte herum und feuerte wahllos in den offenen Raum. Seine Kameraden unten im Hof konnten noch weniger sehen, schlugen aber alle Vorsicht in den Wind und feuerten aus allen Rohren, worauf die Luft unvermittelt von einem Hagel aus Blei, Beton, Stein und Gips erfüllt war. Irgendetwas verfehlte nur knapp Pembertons Auge, ritzte ihm die Wange auf, doch das nahm er kaum wahr. Er sprang auf und hechtete, den Tornister fest an sich gedrückt, durch die Türöffnung gegenüber. Was aus der Katze wurde, bekam er nicht mehr mit.

Der Palast von Knossos war nicht mehr das Labyrinth, als das er in die Legende einging, doch man konnte sich immer noch in ihm verirren. Pemberton kannte den Grundriss der Anlage besser als jeder andere Zeitgenosse. Er hech-

tete durch die Tür, das ihm folgende Geschrei nur noch ganz am Rande wahrnehmend, und ließ sich über die Balkonbrüstung in die offene Ruine darunter fallen. Eine schmale Öffnung führte in eine unterirdische Kammer, unterhalb des Raums, aus dem er kam, und dann wieder hinaus ins Sonnenlicht. Hier öffnete sich eine Folge langer Gänge zu seiner Linken, aber er nutzte sie nicht, sondern bog nach rechts ab. Aus Sorge um die Fundamente der Ruinen oberhalb hatten sie hier nur wenig gegraben, dafür aber eine Reihe Versuchstunnel unter den großen Innenhof getrieben. Einer davon führte hinüber bis ganz an das entgegengesetzte Ende. Falls er es bis dahin schaffte, bestand die Möglichkeit, sich bis zum östlichen Tor durchzuschlagen und dort zwischen den Bäumen unten im Tal zu entwischen. Schritte trampelten über die Terrassen über ihm, und er drückte sich flach an die Stützmauer. Falls einer der Männer jetzt einen Blick über den Rand warf, wäre er nicht zu übersehen. Doch niemand kam. Dort war die Tunnelöffnung, ein schwarzes Loch in der Aufschüttung nur wenige Meter vor ihm. Er hastete hinüber und zwängte sich hinein. Der Tunnel war kaum breiter als Pemberton selbst; mehrfach stieß er sich die Schultern an den alten Holzbalken, welche die Decke abstützten. Durch die Ritzen rieselte trockene, pulvrige Erde auf ihn nieder, sammelte sich in seinen Hemdfalten und drang ihm unter den Kragen. Er konnte sich nicht umdrehen, um zu sehen, ob man ihm gefolgt war. Und so blieb ihm nichts übrig, als sich verbissen weiter voranzukämpfen, seine Tasche vor sich herschiebend, auf das kleine Viereck aus Licht zu, das am Ende des Tunnels zu erkennen war.

Endlich erreichte er die Öffnung. In einem letzten Kraftakt schob er die Tasche voraus, sodass sie zu Boden plumpste, und schlängelte sich dann selbst hinaus. Er befand sich jetzt im Schacht des großen Treppenaufgangs, in

dem Teil des Palasts, der am besten erhalten war. Das hatte Evans noch nicht zufriedengestellt, der die Räume mit original kopierten Fresken und bemalten Säulen hatte ausschmücken lassen, sodass es hier annähernd so aussah, wie es an die dreiunddreißig Jahrhunderte zuvor ausgesehen haben musste. Zu Pembertons Rechter führte eine Treppe hoch in den Innenhof, während eine weitere zu seiner Linken hinab in die tieferen Geschosse verschwand. Wenn es ihm doch bloß glückte, dort unten hinzugelangen ...

Auf den Treppenstufen über ihm waren flinke Schritte zu hören. Ehe Pemberton sich noch vom Fleck rühren konnte, bogen sie um die Ecke und machten auf dem Absatz halt. Ein deutscher Fallschirmjäger starrte zu ihm herab. Er humpelte leicht, womöglich noch von der Landung her, aber die Waffe in seiner Hand war völlig ruhig.

«Was haben wir denn hier?» Der junge Mann riss vor Verwunderung die Augen auf. Er hatte mit einem weiteren Bauern gerechnet, vielleicht auch mit einem versprengten Soldaten, aber nicht mit diesem zerzausten, schmutzigen, bebrillten englischen Archäologen. «Was bist du denn für einer? Engländer? Soldat?» Er deutete ungeduldig mit der Schmeisser auf Pemberton. «Spion?»

Pemberton drückte die Tasche an sich und schloss die Augen. Alles war umsonst gewesen, und jetzt würde er hier sterben; ein letztes Skelett im Labyrinth des Minotauros. Mit einem Mal fielen ihm all die Gräber ein, die er im Lauf seines Archäologenlebens geöffnet hatte, und er fragte sich, ob ihre zornigen Bewohner ihn wohl schon im Jenseits erwarteten, um sich an ihm zu rächen. Zumindest würde er vielleicht Grace wiedersehen, immerhin.

Ein Schuss krachte, hallte laut durch den düsteren Schacht. Zu seiner Verblüffung spürte Pemberton nichts. Vielleicht hatte ihn der Soldat verfehlt – oder vielleicht war er schon tot. Er wartete eine halbe Ewigkeit darauf, dass der